

Der verliebte Pascha

Mozarts „Die Entführung aus dem Serail“ im Merziger Zeltpalast

VON DIETLINDE CONRAD

Das 1782 entstandene Singspiel führt in einen türkischen Harem, in dem sich zwei als Sklavinnen verkaufte Christinnen in der Gewalt des Bassa Selim befinden. Kann eine auch heutige Zuschauer ansprechende Neu-Interpretation des Werks gelingen?

West-östlicher Kulturkampf oder Frauenrechte – der Inhalt der Oper zeigt ohne Zweifel Bezüge zum Tagesgeschehen. Wird die Inszenierung etwa Videos mit IS-Gräueltaten einspielen? Sklavenmärkte, auf denen Frauen feilgeboten wurden, waren schließlich dort bekannt. Doch Regisseur Andreas Gergen, der bei vielen erfolgreichen Merziger Produktionen eine glückliche Hand bewies, vermeidet zum Glück eine solche anbedernde Aktualität, das wäre ihm zu plump. Er setzt stattdessen auf eine subtile Veränderung des Werks.

Wer wäre geeigneter für eine Neu-Bearbeitung als Feridun Zaimoglu? Nicht nur, weil er als deutsch-türkischer Autor in beiden Kulturen zu Hause ist, sondern auch wegen seines Einfühlungsvermögens in unterschiedliche Sprachwelten und -stile: ob in das ganz eigene Palaver junger Deutschtürken in „Kanak Sprak“ oder in das kraftstrotzende Deutsch von Martin Luther in „Evangelio“. Für Merzig schrieb er zusammen mit seinem Co-Autor Günter Senkel einen orientalistisch ausladenden Monolog wie aus Tausendundeiner Nacht für Bassa Selim. Bereits bei Mozart war die-

ser Figur eine Sprechrolle zugeacht, sodass es sich anbot, an dieser Stelle den Text zu ändern. In die überlieferten Arien sollte keineswegs eingegriffen werden, Mozartfans würden dies nicht verzeihen.

Ein Glücksfall für die Inszenierung ist die Besetzung der Rolle des Selim mit Boris Jacoby, einst von Claus Peymann ans Wiener Burgtheater engagiert. Mag sein Monolog auch stellenweise allzu üppig wuchern, man hört ihm einfach gerne zu, dank seiner Interpretation wirkt er nie langweilig.

Als Mozart sein Singspiel schrieb, war die Beschäftigung mit dem fremden Orient sehr in Mode, das Geheimnisvolle und Exotische zog die Menschen an. „Türkische“ Musik mit Janitscharenklängen wandte er mehrmals an. Doch wo Kenntnisse fehlen, nehmen Klischees einen breiten Raum ein, das galt auch für die Rolle des Selim als Kerkermeister.

Perspektivenwechsel

Zaimoglu ändert das: Er lässt ihn die Geschichte von seiner Warte aus erzählen, der Orient blickt jetzt auf den Westen, er wird zur wichtigsten Person der Handlung.

Von einer stereotypen Figur entwickelt er sich zu einem Menschen mit vielschichtiger Persönlichkeit: Er schwankt zwischen Besitzgier und Verzicht auf Machtausübung, zwischen Hass und Rache zu einem echtem Gefühl für Konstanze. Die plötzliche Begnadigung seiner Gefangenen erscheint dann nicht mehr so rätselhaft, ist vielmehr Ausdruck sei-

ner inneren Zerrissenheit. Zaimoglu hat so eine Figur geschaffen, die Interesse beim Zuschauer weckt; diese Neufassung bringt Schwung in das mehr als 230 Jahre alte Werk und könnte nach einigen kleinen Korrekturen als gelungen gelten.

Darüber hinaus ist dieser so gestaltete Selim von allgemeiner Bedeutung für alle Kulturkreise: Wie dieser Pascha könnte auch ein mächtiger Regisseur ins Grübeln über seine Macht gegenüber Frauen kommen.

Mozart schrieb diese Musik mit 26 Jahren, ihre Frische und Spritzigkeit lässt das Orchester mit Stefan Bone am Pult den Hörer spüren, einschließlich zackiger Janitscharenpassagen.

Für Auflockerung des dramatischen Geschehens sorgt Per Bach Nissen als Haremswärter Osmin mit Witz und einem wohlklingenden Bass.

Die britische Sopranistin Robyn Allegra Parton bringt mit so viel Innigkeit Konstanzes Schmerz und Sehnsucht auf die Bühne, dass die nicht ganz geglückten schwierigen Koloraturpartien nicht ins Gewicht fallen.

Der junge ungarische Tenor Gyula Rab als Belmonte lässt mit seinem weichen Tenor nicht nur Konstanzes Herz schmelzen, auch die Zuschauer freuen sich über das glückliche Ende der Geschichte.

Alle Termine zu weiteren Vorstellungen, die noch bis Sonntag, 9. September, stattfinden, finden sich online. Reservierungen der Tickets ab 29 Euro ebenfalls online auf www.musik-theater.de



Bassa Selim (Boris Jacoby) wirbt um die Gunst von Kontanze (Robyn Allegra Parton). (FOTO: ROLF RUPPENTHAL/MUSIK & THEATER SAAR)

Charmant, leidenschaftlich, zerrissen

Der Geburtstag des Dirigenten, Pianisten und Komponisten Leonard Bernstein jährt sich zum 100. Mal

Universalgenie – dieser Begriff fällt regelmäßig, wenn von Leonard Bernstein die Rede ist. Heute wäre der Dirigent, Pianist, Komponist und Musikpädagoge 100 Jahre alt geworden.

Nein, Leonard Bernstein war kein Mann der halben Sachen. Von früher Jugend an brannte er für die Musik. In aller Welt brillierte er als Dirigent, ab und an auch als Pianist. Er zog reihenweise Schüler heran und gewann mit seinen „Young Peoples' Concerts“ Generationen junger Leute für die klassische Musik. Und dann komponierte er auch noch: Opern und Musicals, Sinfonien und Kammermusik, Klavierstücke, Lieder und Chorwerke.

Privat schränkte sich Bernstein ebenfalls nicht ein. Sein Zigarettenkonsum war so legendär wie seine Liebe zum Whisky. Auch mit der ehelichen Treue nahm es der bisexuelle Musiker nicht genau. Vor 100 Jahren, am 25. August 1918, wurde er als Sohn jüdisch-ukrainischer Einwanderer in Lawrence, Massachusetts, geboren.

Dass er Raubbau mit seiner Gesundheit trieb, war ihm wohl bewusst. „Als ich Mitte 20 war, wurde bei mir ein Lungenemphysem diagnostiziert. Mit 35 würde ich tot sein, hieß es. Dann haben sie gesagt, ich würde mit 45 sterben. Dann mit 55. Doch ich kriege das

schon hin“, sagte Bernstein 1986 in einem Interview. Da war er 68 – und hatte noch vier Jahre zu leben.

So leidenschaftlich er in der Öffentlichkeit stets wirkte – hinter der extrovertierten Persönlichkeit verbarg sich ein zerrissener Mensch. „Es war seine Tragödie, dass er, gerade weil er mit so vielen Talenten gesegnet war, immer einen Teil seines Selbst zugunsten eines anderen Teils vernachlässi-

gen musste“, schreibt sein Biograf Humphrey Burton. Auch litt Bernstein darunter, dass seine „seriösen“ Kompositionen weit weniger Erfolg hatten als seine Musicals. Seine Karriere begann am 14. November 1943 in der Carnegie Hall mit einem Einspringen bei den New Yorker Philharmonikern. Der legendäre Dirigent Bruno Walter sagte ab, der 25-jährige Assistent übernahm das Konzert ohne jede Probe: „A star was born“.

Auch in Europa verbreitete sich der Ruf des jungen Amerikaners. 1946 bereits gastierte er in Prag und London, 1948 war er der erste amerikanische Dirigent, der im Nachkriegsdeutschland auftrat. 1948 debütierte er in Wien, 1953 an der Mailänder Scala – auf der Bühne stand Maria Callas. Parallel dazu machte er als Komponist auf sich aufmerksam: 1944 kam sein Musical „On the Town“ heraus, 1956 „Candide“, 1957 schließlich die legendäre „West Side Story“.

Ein Lehrmeister mit Hang zu außerehelichen Eskapaden

Und Bernstein lehrte: An der Uni, vor allem aber im Fernsehen, das er früh als Mittel zur Volksbildung erkannte. Legendär wurden seine „Young Peoples' Concerts“ auf CBS, bei denen er Jugendlichen auf seine unnachahmlich charmante Art Werke der klassischen Musik erklärte.

Bernsteins Dirigierrepertoire kannte kaum Grenzen: Von Klassikern wie Bach, Mozart und Schumann bis zu Opern von Verdi und Wagner und Werken des 20. Jahrhunderts. Eine besondere Liebe verband ihn mit der Musik Gustav Mahlers, die er wieder fest im Konzertbetrieb verankerte. Legendär ist sein Auftritt im Ostberliner Schauspielhaus Weihnachten 1989 mit Beethovens

9. Sinfonie. Als Hommage an den Mauerfall ließ er „Freiheit“ statt „Freude, schöner Götterfunken“ singen.

Eine wichtige Rolle in Bernsteins Schaffen spielte der jüdische Glaube seiner Familie. So trägt seine dritte Sinfonie den Titel „Kaddish“, und die hebräischen „Chichester-Psalms“ gehören neben den Musicals zu seinen meistgespielten Werken.

In den späten 1970er-Jahren durchlebte Bernstein eine schwere Krise. Als er 1976 immer mehr Zeit mit einem Schüler verbrachte, setzte ihm seine Frau – obwohl längst leidgeprüft – ein Ultimatum: entweder er oder ich. Bernstein entschied sich für den Freund. Just da erkrankte seine Frau an Krebs. Reumütig kehrte Bernstein zurück und pflegte sie bis zu ihrem Tod 1978. Seitdem beschäftigte ihn die Frage, ob die Trennung den Ausbruch der Krankheit begünstigt hatte.

Seinen Kindern freilich sind solche Vorwürfe fremd. „Es war manchmal schmerzhaft für uns“, sagte Tochter Jame mit Blick auf Bernsteins außereheliche homosexuelle Eskapaden. Zerstört aber habe er die Familie nicht: „Unsere Familie hatte eine ehrliche Nähe und Wärme. Die war so stark, dass wir einander eng verbunden blieben.“ KNA



Der Meister dirigiert: Leonard Bernstein verehrte Gustav Mahler zutiefst. (FOTO: ARTE)